

Tobackspinner, 1 Uhrmacher, 8 Wollspinner, 1 Wein-
händler, 8 Weinapfer, 1 Zeugmacher mit 8 Gefellen,
1 Siegelbinder, 8 Zimmerleute mit 1 Gefellen.

Die Einnahmen der Stadtkassenschatz betrugen im Jahre 1774 47 7/8 Taler, die Ausgaben 547 1/2 Taler. Die obgenannte sehr zahlreiche Bevölkerung von circa 15 000 Einwohnern wurde noch stark dezimiert durch die Folgen der französischen Revolution, deren unheilvolle Wirkungen auch nach Deutschland und vor allem nach den nahe angrenzenden Ländern ihre Wellen schlugen. Wieder wurde die Stadt Bochum von Einquartierungen heimgegriffen, zuerst von den preussischen, später von den französischen Truppen, und später 1806 von den Westpreussischen, der dann ganz Deutschland mit seinen riesigen Menschenmassen überflutete und weite Länderstrecken anferes geliebten Vaterlandes unter französische Herrschaft brachte. Auch die Markt und Bochum wurden seinem Reiche einverleibt. Die Grafschaft Mark und einige andere Landesteile wurden zum Ruhrdepartement mit Dortmund als Hauptstadt umgewandelt. (In dieser Zeit wurden auch die 5 alten Stadttore niedergehauen.)

Die grauenvollen Kriege, die noch Jahre lang mitunter, forderten aber Geld und Truppen, wozu vor allem die Einwohner der unterworfenen Länder beitragen mußten. So wurde u. a. eine hohe Erbschaftsteuer eingeführt und immer neue Aushebungen von Mannschaften in gewaltigem Umfange angeordnet. Jahre lang mußte das preussische Volk mit schwerem Joch der Armeen des Kaiserreiches belastet werden, bis endlich im Jahre 1813 der erste Freiheitskrieg auf dem Schlachtfeld von Jena und Auerstedt begann. Preußen war frei vom Joch der Fremdherrschaft, und die Zeiten ruhigen Friedens schienen wieder zurück.

Seider ist es nicht möglich, hier näher auf die Kirchen- und Schulverhältnisse jener Zeit einzugehen; auch der Mittelpunkt des damaligen geistlichen Lebens in Bochum, Dr. med. Karl Arnold Kortum, kann hier nur erwähnt werden.

In den letzten des Friedens hob sich schnell wieder der Handel und Verkehr. Da in den 80er Jahren die Ruhr schiffbar gemacht worden war, konnte die Ruhrschiffahrt ihren Weg auf den Weltmarkt finden. Auch die neu angelegten Straßen trugen dazu nicht wenig bei. Ein Bild der Entwicklung des Bergbaues können wir hier nicht geben; es sei jedoch bemerkt, daß 1784 im Orte Bochum 20 Schächte in Betrieb waren; 15 Schächte lagen damals still. Die ganze Grafschaft wies 1785 eine Vorkammer von 688 Bergarbeitern auf, von denen auf das Amt Bochum 114 entfielen. Die Arbeiter, die in der Regel nur 9 Monate beschäftigt wurden, erhielten einen Monatslohn von 4 Talern.

Wehr auch aber als die Schiffbarmachung der Ruhr und die Anlage von Schienen trug zum Aufschwung des Bergbaues die wichtigste Ergründung des vorigen Jahrhunderts bei, nämlich der Bau von Eisenbahnen. In den 80er Jahren wurde schon die Rhein-Widener Bahn gebaut, die jedoch Bochum nicht berührte. Um nun eine Leitung derselben über Bochum zu erwirken, wandte sich die Verwaltung an den König, erhielt aber abschlägigen Bescheid. Nachdem man sich dann noch lange Jahre ohne Bahn behelfen hatte, baute endlich die Vergleich-Märkische Eisenbahngesellschaft die beiden neuen Linien Witten-Bochum-Steele-Oberhausen und Dortmund-Bochum. Der erste Eisenbahnzug langte am 22. Oktober 1860 von Witten in Bochum an, feierlich empfangen von dem damaligen Bürgermeister Grede. So war Bochum in noch engerer Verbindung mit der Außenwelt getreten.

Was die innerstädtischen Verhältnisse in jener Zeit angeht, so erhielten die Straßen um das Jahr 1840 eine neue Pflasterung. Eine eigene Verwaltung erhielt sie erst 1835. Bis zum Jahre 1842 hatte es die Stadt auf 11 Katenen gebracht, die an Ketten über der Straße hingen und durch ihr trübes Licht die Wege nur spärlich erleuchteten. In den Jahren 1830-42 legte man auch die Gaswerke nach Herne an; in den Jahren 1848-54 dieseligen nach Herne.

In der Umgegend Bochums kam der Adel infolge des Aufstiehs der Industrie immer mehr ins Gintertreffen; die Ritterburgen verloren ihre Bedeutung, verödeten und wurden zum Teil Ruinen. Die auch heute noch Zeugnis geben von verschwundener Größe und Herrlichkeit. Nicht so erging es dem Bauernstand; selbst infolge der Aufhebung der Leibeigenschaft durch Napoleon von dem Hörigkeitsverhältnisse unter dem Gutsherrn frei geworden war, konnte er sich auf eigene Füße stellen und mit neuen Kräften dem Ackerbau obliegen.

hat, erlangte er in hiesiger Gegend nicht mehr. Die Industrie erbob immer mächtiger ihr Haupt und nahm einen großen Teil der Volkskraft in Anspruch. 1842 legte Jakob Mayer eine kleine Stahlhütte an, die sich dann später zu dem mächtigen „Bochumer Verein“ entwickelte. Das erste Gußstahlwerk wurde 1847 hergestellt, bereits 1852 Gußstahlhütte bis zum Gewicht von 6000 Pfund. An weiteren industriellen Werken entstanden 1861 die Bochumer Eisenhütte, allerdings erst unter einem anderen Namen, einige Jahre später die Wurfelische Zinkhütte und 1868-69 das sogenannte neue Stahlwerk. 1858 gab es bereits 26 Fabrikgelände in der Stadt.

Mit dem Aufblühen der Industrie wuchs auch die Bevölkerung von Jahr zu Jahr. Während Bochum 1815 nur 2102 Einwohner (von diesen 1109 Katholiken, 787 Protestanten, 182 Reformierte und 74 Juden) hatte, zählte es 1839 bereits 3496, 1848 schon 4808, nach weiteren Jahren 5825 (unter diesen 3238 Katholiken, 2386 Evangelische und 201 Juden). 1858 zählte man bereits 8797 Einwohner, 6 Jahre später 11 768, nach drei weiteren Jahren 15 000 und endlich 1871 schon 17 587. Ganz rapide nahm aber die Bevölkerung erst nach dem Kriege zu. Im Jahre 1872 betrug sie 21 193 Köpfe, drei Jahre später 25 174 und steigerte sich in 14 Jahren um 20 000 auf 45 725. Bochum, 1819 noch in der Reihe der wehrfähigen Städte die 16., kam jetzt gleich als 2. nach Dortmund.

Bei dieser immer zunehmenden Bevölkerung genügte auch bald das alte Rathaus am Markte nicht mehr den Anforderungen der modernen Entwicklung. Daher bezog man im Jahre 1864 die Kette mit Nebengebäude an der Prospektstraße (an der Stelle des Gartens der heutigen Prospekt). Jedoch auch dieser Bau wurde bald zu klein, so daß man 1887 das jetzige Rathaus, einen Umbau des früher dort befindlichen „Kaiserlichen Hofes“, beziehen mußte. Auch der übrige Teil der Stadt erhielt in dem letzten halben Jahrhundert ein ganz verändertes Aussehen. Neue Straßen und Häuser traten in großer Zahl an die Stelle der alten Gassen und Weidenwege; auch der alte Stadtgarten wurde verkauft und bebaut. Im östlichen Teile der Stadt legte man den rheinischen Bahnhof und im Jahre 1876 den herrlichen Stadtpark an. 1888 wies Bochum folgende Gebäude auf: 3 Kirchen und 1 Synagoge, 8 Schulen, 2 Krankenhäuser, 661 Privathäuser, 89 Werkstätten, 21 Fabriken, 1888-70 hatten die Redemtorienparks im Norden der Stadt ein Kloster und dann die Kirche, die 1870 eingeweiht wurde. Die Marienkirche wurde von 1869 bis 1872 gebaut, aber den Katholiken bald entzogen und von 1. November 1874 bis zum Palmsonntag 1882 der neu entstandenen altkatholischen Gemeinde überlassen. Die Christuskirche wurde 1879 der Benutzung übergeben. Inzwischen die Prospektstraße zu einer Meilenparade aufgewachsen, sah man sich in den Jahren 1887-89 zu einer Parzellierung veranlaßt. Aus der einen großen Parzelle entstanden die bekannten sieben neuen Parzellen, die damals erwarbener Arbeiter wohnen noch heute, mit Ausnahme des Pfarrers von Wittenhausen, in denselben Gemeinden ihres Amtes.

Was das Schulwesen der letzten Jahrzehnte angeht, so wurden die alten Latein- und Realschulen 1860 zu einer paritätischen höheren Bürgerschule vereinigt; diese wurde dann später Progymnasium und 1872 Gymnasium. Das jetzige Gebäude an der Bismarckstraße wurde im Anfang der 90er Jahre erbaut. Die Oberrealschule entstand aus der Provinzial-Bürgerschule, die dann zu einer lateinlosen höheren Bürgerschule wurde. Die im Jahre 1860 genehmigte katholische höhere Privatschule zählte im Jahre 1874 in drei Klassen 65 Schülerinnen, deren Zahl sich aber jetzt ungefähr verdreifacht hat.

Diese kurze Skizze, die nur einen schwachen Umriß der Entwicklungsgeschichte Bochums geben wollte, hat zur Genüge gezeigt, was Menschenwerk und Menschenfleiß vermögen, um aus einem unheimlichen Ackerstädtchen die heutige Großstadt entstehen zu lassen. Möge auch in Zukunft die Geschichte von den Bewohnern Bochums zu berichten wissen, daß sie, auf der Höhe der Zeit stehend, es verstanden haben, den Traditionen der Väter getreu, durch emsiges Schaffen in Industrie, Handel und Gewerbe neue Vorarbeiten zu erringen!

Allerlei. Tägliche Erinnerungen.

1517: Fra Bartolomeo, ital. Maler, gest. 1511:
C. G. Salzmann, Pädagog, gest. Schneppenhal, 1896:
Kaiser Wilhelm II. weihte die Erlöskirche zu Jerusalem ein.

1. November.
1686: Boileau, frz. Dichter, geb. Paris, 1765:
Gräben zu Vissabon. 1757: A. Canova, ital. Bildhauer, geb. Possagno. 1816: Adlaender, Roman-
historiker, geb. Buttscheid. 1827: S. Haase, Schauspieler, geb. Berlin. 1877: Brangel, preuss. General-
feldmarschall, gest. Berlin. 1894: Jar Alexander
der Dritte von Rußland gest. Kiew. Nikolaus der
Zweite bestieg den Thron.

Der Schwindel mit den echten „Strads“.
Von den vielen Formen des Schwindels im Kunsthandel, die es in der Welt gibt, scheint neuerdings die „echte“ Stradivariusgeige besonders in Aufnahme zu kommen. Es muß zahlreiche Leute in der Welt geben, die auf eine betrügerische Annonce hin „eine alte Stradivariusgeige, ein Familienbesitz für 15 bis 25 Mark“ gekauft haben mit „Bogen, Saiten, Holophonium und vollständiger Anleitung“ und nun meinen, daß sie tatsächlich eine „echte Strad“ erstanden haben, die ein kleines Vermögen wert ist.

Von dieser seltsamen Leichtgläubigkeit erzählt der berühmte Londoner Instrumentenbauer Alfred C. Gill ein lustiges Brocken. Vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die englische Presse, daß ein Arbeiter auf einer Auction eine alte Geige für 6 Mark gekauft habe, der seinerseits für die „lange verlorene Strad“ einen Käufer für 32 000 Mark gefunden hätte. Seit dieser Zeit wird seine Firma buchstäblich überhäuft mit Angeboten aller „Strads“ und „Amatis“. Ihre Zahl war so groß, daß man zur Beantwortung einen Hilfsarbeiter hat schicken lassen müssen. Gill selbst denkt sehr skeptisch über diese Stradivarius-Geige für 6 Mark, die dann 32 000 Mark ergeben sollen.

Es ist auch nicht richtig, wenn bei dieser Gelegenheit behauptet wurde, daß es in der ganzen Welt nur 12 oder 18 echte Stradivariusgeigen geben sollte. Wir selbst haben schon mehr als zwölf bei uns gleichzeitig gehabt, erlärte er. Und im ganzen haben wir viel in unsere Hände bekommen, einmal sogar 40, bestimmt zur Vergeltung gemessen. Es fehlt tatsächlich, wie damals weiter gesagt wurde, eine Stradivarius, die das Datum 1709 trägt und sich in der Monden-Sammlung befindet. Sie ist einem Attache der britischen Gesandtschaft in St. Petersburg im Jahre 1869 oder 1870 gestohlen worden, und man hat dann nie wieder von ihr gehört. Sicherlich wird sie eines Tages wieder auftauchen. Ferner fehlt von den sogenannten Stradivariusinstrumenten eine berühmte Violine. In der Sammlung im königlichen Schloß zu Madrid waren zwei Violen, als die Franzosen Ende des 18. Jahrhunderts die Stadt besetzten. Eine wurde 1819 in Paris gefunden und von einem Engländer gekauft. Die andere ist verloren. Außerdem fehlen noch zwei Violen und sieben oder acht echte Violoncelli.

Alle diese echten Stradivarius sind überhaupt in der Welt gibt, läßt sich aber nicht mit Sicherheit sagen. Ich weiß, daß man allgemein glaubte, ihre Zahl wäre nur klein und die meisten für ein ausgegebenes Instrumente waren nie von der Hand des Meisters berührt worden. Zweifellos segeln viele unter falscher Flagge, aber nicht so viele, wie wohl behauptet wird. Wer nichts von Geigen versteht, kann sich freilich leicht täuschen lassen und ein alt aussehendes Instrument allein deshalb für ein echtes halten, weil es ein Stradivariusgeigen trägt. Tausende tragen dieses falsche Zeichen; aber davon lassen sich eben nur wenige täuschen, die auf alles hineingehen. Andere Instrumente wieder sind vorzüglich, und die hohen Preise, die dafür bezahlt werden, sind durchaus gerechtfertigt. Der Handel in falschen „alten“ Geigen ist freilich sehr ausgedehnt, weil das Publikum mit besonderer Vorliebe alte Instrumente kauft. Es gibt aber doch auch eine große Zahl echter Instrumente. Stradivarius erreichte ein Alter von 94 Jahren und arbeitete 75 Jahre. Er lebte nur seiner Kunst, die seine Lebensaufgabe war; er hatte stets ein Werkzeug in den Händen und arbeitete bis an sein Lebensende. Bei seinem Tode fand man in seinem Nachlaß 92 unverkaufte Instrumente, und eine große Zahl war schon in der ganzen Welt zerstreut. Meine Kinder und ich nehmen in unserer Biographie des Stradivarius an, daß er durchschnittlich zwei Violinen und ein Violoncello monatlich gemacht habe, so daß wir über 1100 Instrumente, darunter 840 Violinen, rechnen können. Es würde mich aber nicht überraschen, wenn es wenigstens 100 Geigen mehr gäbe. In den Umfragen nach 1790 mögen viele Instrumente gerichtet worden sein, aber seit 1815 sind es sicher nur sehr wenige. In unserer mehr als fünfzigjährigen Erfahrung ist uns kaum ein Fall eines „verlorenen“ Instrumentes bekannt geworden. Viele Stradivarius, die wir gesehen haben, sind von schlechten Spielern schlecht behandelt worden, andere dagegen sind vorzüglich erhalten. Pablo Sarasate besitzt drei. Seine „1724“, die seit dreißig Jahren bei Solis, Instrument und ständig im Gebrauch ist, ist heute so frisch wie vor vierzig Jahren, als sie ausgefertigt wurde.

Die Preise hängen natürlich davon ab, wie die Instrumente erhalten sind. Stradivarius selbst nahm nach unserem Geld 200 bis 300 Mark für eine Violine und 700 Mark für ein Violoncello. Jetzt zahlt man für ein gewöhnliches Instrument 12 000 bis 20 000 Mark, und für ein echtes Ergebnis seiner Kunst 24 000 Mark und mehr. 1890 bezahlten wir 40 000 Mark für „La Reine“, die Geige, die dem Kaiser Sarcagies, Mark, gehört hatte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Verhulst in Bochum, Verlag und Rotationsdruck des „Wöchentlichen Vereinsdruckers“.

Der Erzähler



Täglich erscheinendes Unterhaltungsblatt

Bei der Arbeit recht Beginnen.
Beim Genießen rechter Schluss.

Träume sind nicht Taten:
Ohne Arbeit wird dir nichts
geraten.

Fest Aller-Heiligen.

Selig sind, die, arm im Geiste,
Reich nur durch der Demut Bier!
Kindesdemut gilt das Meiste:
Denn das Himmelreich ist ihr.
Selig sind die sanften Seelen,
Die nicht kennen Dorn und Dorn,
Still nur ihre Sünden zählen:
Selig sie auf Erden schon.

Selig sind, die Trauer tragen
Bei des Leidens Kitterstein:
Nach den süßigen Schmerzenslagen
Will Gott selbst ihr Trost sein.
Selig sind, die rastlos streben,
Angerend nach Vollkommenheit:
Er, der Lebensbrot gegeben,
Sattigt sie zur rechten Zeit.

Selig, die Erbarmen üben,
Und die Hand, die liebend gibt:
Gott wird die barmherzig lieben,
Die im Nächsten Ihn geliebt.
Selig sind die Herzensreinen,
Wandelnd auf der Unschuld Bahn:
Die hienieden Ihn sich einen,
Werden Gott einst droben schauen.

Selig sind, die Frieden haben,
So die Zwiekracht nie gekannt:
Ewiger Frieden soll sie laben,
Sonder Gottes einst genannt.
Selig, die Verfolgung leiden,
Weil sie folgen Gottes Sohn:
Er vergilt mit Himmelsfreuden
Er wird Selbst ihr großer Lohn.

Wie acht goldne Bäume steigen
Diese Worte auf, so klar:
Unter ihren vollen Zweigen
Sammelt sich der Heiligen Schaar.
Wollen sie die Frucht genießen,
Die am Tag so lieblich lacht,
Müssen sie den Baum begießen
In der Tränen Regennacht.

Wollen sie den Lohn erringen,
Wollen sie den ewigen Sieg:
Müssen sie den Himmel zwingen.
Selber künden sich den Krieg.
Sind sie droben — o dann mißt Er
Voll das Maß, mehr als gerecht!
Wir, der Heiligen Geschwister,
Sind vom nämlichen Beschlecht.

Sind mit seinem Fleisch genähert
Und mit seinem Blut erkauft;
Durch sein Wort sind wir belehrt,
Seinem Namen nur gekauft.
Und wir wollen trug' und feige
Nicht Gewalt dem Himmel tun:
Nur die goldnen Zweige
Vor der Zeit behaglich ruhn?

O ihr Heil'gen, das sei ferne,
Dieses Elend wendet ab!
Kämpfen wollen wir ja gerne,
So wie ihr bis in das Grab.
Stille, daß ihr uns vergessen
Nicht umsonst sei Gottes Mut,
Daß wir nicht umsonst genießen
All des ewigen Heiles Gut!

Küßet, daß im Strom der Gnaden,
Stehend von des Kreuzes Höhe,
Wir den alten Menschen baden
Und dann himmlisch auferstehen.
Küßet — küßet eure Brüder
Achlos zu dem Heil'gen Ende
Küßet um ein selb' Ende
Für mich arme Sünderin!

Allerheiligen — Allerseelen.

Von dem Bruder des gottseligen Thomas von Kempis wird erzählt, daß er recht froh auf sein neugebautes Haus gewesen sei; da sagt ihm sein Freund: „Aber dein Haus hat einen großen Fehler.“ „Welchen?“ fragte jener. „Den Fehler, daß Du eine Türe hineingemacht hast.“ „Wie, eine Türe sollte ein Fehler sein?“ „Ja, denn eines Tages wird man Dich tot durch diese Türe hinausstragen und Du wirst dein Haus und alles verlassen müssen.“ Am Vorabend von Allerheiligen und Allerseelen darf an dieses Gedächtnis erinnert werden; für uns alle kommt einstens die Stunde, wo die heutige so viel erörterte „Wohnungsfrage“ auf die einfachste Weise gelöst wird — durch ein paar Bretter und ein kleines kühles Grab. Für Tausende und Millionen Menschen ist sie schon auf diese Weise gelöst worden, und sie haben diese untunbare Wohnung bezogen, für welche kein anderer Mietpreis hinterlegt werden kann, als das Leben selbst. Nur der Schöpfer aller Dinge wird durch seine Engel einstens allen Verstorbenen diese Wohnung für den Leib kündigen; denn wir werden, wie der Apostel sagt, alle auferstehen, aber nicht alle verdammt werden.“

Zweimal im Jahre stellt uns die hl. Kirche, eigens mit tiefstem Ernste, in das Gemach der Trauer gehüllt, den Tod vor Augen; am Todestage des Herrn und an Allerseelen; das ganze Jahr aber und das ganze Menschenleben muß eine Vorbereitung auf unseren letzten, entscheidenden Augenblick sein. Wenn nun wieder Allerseelen an unsere Türe klopfen, welche Unmenge von Ermahnungen und Lehren bringt schon dieser eine Tag mit sich; er selbst und seine allfällige Wiederkehr sind schon eine gewaltige Predigt, ohne daß es der erachtenden Worte des Priesters noch bedarf. Für ein katholisches Blatt ist es daher sehr leicht, zu Versen zu sprechen, da diese ohnehin so bereitwillig geöffnet sind. Aber nur eins wollen wir aus unserm Bunde der Lehren für das Leben herausgreifen, und das heißt: Benütze deine Zeit gut! Wer von uns allen hat eine Würdigung dafür, ob ihm noch viele oder wenige Tage zugemessen sind; heute, morgen, in Wochen, Monaten oder Jahren, aber sicherlich einmal heißt es auch für jeden einzelnen aus uns: „Deine Uhr ist abgelaufen!“ und all' unser Mühen, sie im Gange zu erhalten, ist vergeblich! Eine kurze Spanne Zeit nur steht allen zur Verfügung, und selbst wenn die Vorrechnung uns das Geheiß des höchsten Alters verleiht, und was wir von dieser verloren haben, ist für immer und unwiederbringlich dahin. Wie tief schmerzt uns der Verlust des Geliebten! Christus läßt in der hl. Schrift mit Eifer und unter Anwendung von Kösten nach einem verlorenen Geldstück suchen und er läßt es auch finden. Alle materiellen Güter sie können verloren gehen, man kann sie auch wiedergewinnen; nur ein kostbares Gut ist unerforschbar; es ist die Zeit. Und doch, wie verschwenderisch haufen so viele mit derselben, als ob sie Milliarden von Jahren zu vergeuden hätten! Auf der anderen Seite findet man allerdings auch manche, die die Zeit ungemein ausnützen, sich nicht Raft und Ruhe gönnen, immer hasten und arbeiten. Aber sie benützen die Zeit nicht „gut“. Erdennimm und Erdengeruch hält all' ihr Trachten umfängen; sie sieben jahraus, jahrein am Bogen ihres Berufslebens, wie das Pferd vor der Trambahn immer dahintrappelt. Auch für diese ist Allerheiligen und Allerseelen eine

ernste Mahnung! Treue Pflichterfüllung im Hinblick auf Gott ist die allerhöchste Ausübung der Zeit! Pflichterfüllung im großen und im kleinen, in der Familie, im Staate, in der Gesellschaft, als Bürger und als Christ, Pflichterfüllung in zeitlichen und ewigen Dingen! Das ist das Gebot aller Zeiten gewesen, ist es besonders für unsere Tage, wo man so gerne immer nur von den „Rechten“ spricht und von seinen Pflichten nicht so viel hören will. Der Allerseelentag aber schreibt uns mit klammerhafter Vor Augen: „Was nützen Dir alle Rechte, wenn Du nicht Deine Pflichten erfüllt hast!“ Gewissenhafte Erfüllung aller unserer Pflichten gibt das sanfteste und beste Ruhesitz für den ewigen Schlaf, da nur den „guten und getreuen Knecht“, der mit seinen Talenten gehandelt hat, der Herr in die ewigen Wohnungen einziehen läßt. Möge deshalb Allerseelen des Jahres 1904 uns einen neuen Ansporn geben, uns mit guter Meinung das alleszeit zu vollbringen, was unsere Aufgabe ist; dann verliert die Erinnerung an den Tod, die Schrecken der Welt, alles Bittere, da derselbe nur die einzige Türe ist, durch welche man zu größter Herrlichkeit einschreiten kann.

Grüne Augen.

Roman von Dr. J. E. E.

Nachdruck verboten.

Als Heinz sich vergewissert zu haben glaubte, auf Lorenz einen guten Eindruck gemacht zu haben, ging er langsam Schritt für Schritt, sorgsam ausgekügelt, weiter vor. Er erwachte, daß er dem Reffen und der Schwester zu Dank verpflichtet sei, daß dieser Gedanke ihn stets gepeiniget habe. Aber sein Streben, durch angestrengtes Arbeiten sich Mittel zu verschaffen, die genannte Schuld abzutragen, sei bisher nicht von Erfolg gekrönt gewesen. „Jetzt aber“, fuhr er fort und kam zu dem wahren Grunde seines Daseins, habe ich im fernsten amerikanischen Westen einen Landstrich entdeckt, der nach der übereinstimmenden Ansicht der zu Rate gezogenen Sachverständigen ganz für Ackerbau geeignet ist. Auch die Regierung hat sich der Sache angenommen. Ich habe an das Ackerbaudepartement am Eise der Bundesregierung der Vereinigten Staaten Nordamerikas verschiedene Erdproben eingeschickt, die vom Chemiker des Departements analysiert wurden. Das Urteil der Sachverständigen wurde bestätigt. Gleichzeitig hat das Departement die Wirkung der verschiedenen Düngemittel auf die eingekauften Erdproben geprüft und mir die Resultate ausgeschrieben. Alles zusammengekommen läßt sich hoffen, daß die Bewässerung und Ausbeutung des in Frage stehenden Landstriches außerordentlich gewinnbringend sein wird. Aber... meine Ersparnisse reichen nicht hin, um das Land als Eigentum zu erwerben. Sodann brauche ich Arbeitskräfte, Ackergeräte, Rufe und Pferde. Ich habe einen Plan von dem Landstrich mitgebracht.“

Er zog ein umfangreiches Papier aus der Tasche und breitete es vor Lorenz aus. Ein Teil Arizona — in Wirklichkeit ein vielversprechender fruchtbarer Landstrich und zum Ackerbau viel geeignet — war da zu sehen. Hügel, Kanäle, kleine Städte, einige kleinere Seen, Wälder und benachbarte Städte waren eingezeichnet.

„In den Seen ließe sich eine sehr rentable Fischzucht im großen anlegen“, deutete der Abenteuerer auf die Seen.

Lorenz blickte sich den Plan. „Wie viel Kapital würde dazu erforderlich sein?“ fragte er nach einer Weile.

Der andere schien zu überlegen. „Etwa hunderttausend Dollar“, sagte er dann.

Lorenz sah von dem Plane auf. „Mit so viel kann ich Dir nicht dienen“, sagte er, empört über die Summe. „Du weißt, daß ich von dem jährlichen Einkommen meines Vermögens, dessen Hälfte Deine Forderung ausmacht, fast zwei Drittel anderweitig weggeben muß. Aber ich will Dir bis zu Deinem Tode eine Jahresrente von fünfzehnhundert Dollars auswerfen. Damit kannst Du in Europa ein sorgenfreies Dasein führen und brauchst nicht in Gefahr zu sein, durch ein so gewagtes Unternehmen, wie die Ansiedlung von Arizona, den letzten Cent zu verlieren.“

„Aber ich würde Dir mein Eigentum zum Pfand geben, Lorenz, und den jährlichen Ertrag mit Dir gewiss teilen.“

„Das glaube ich gerne“, war Lorenz ein, „aber ich verfolge nicht über die gewinnreiche Summe, und den Gedankensatz darf ich nicht annehmen, die ewigen Weisheiten verbieten dies. Außerdem sehe ich im Verzuge, zu heiraten und kann daher schon deshalb nicht“

nicht auf so ungewisse Spekulationen einlassen. Uebri-gens — entschuldige meine Offenheit, lieber Onkel! — warst Du immer über das Gelingen Deiner Pläne so ungeheuer sicher, wenn Du meiner Mama und mir dieselben auseinandergesetzt hast! Du aber nach einigen Jahren zurück, so hastest Du nie Erfolg gehabt. Diesmal würde es nicht anders gehen. Darum bitte ich Dich, nimm das Gewisse und gib Deinen Plan auf! Ich meine es gut mit Dir.“

„Ich will kein Almosen“, fuhr der Abenteuerer er-böt auf. „Auch der Schiffer, der dreimal Schiff-bruch gelitten, segelt ein viertes Mal auf die wilde See hinaus und versucht sein Glück. Wo steht denn ge-schrieben, daß ich nicht endlich doch als Sieger aus dem Kampfe ums Dasein hervorgehen könnte? Und... was sollte ich mit fünfzehnhundert Dollars an-fangen? Zu wenig zum Leben, zu viel zum Ster-ben!“

„Du irrst, Onkel!“ wandte Lorenz ein. „Auch ich getraue mir, mit dieser Summe auszukommen. Zu-dem verlange ich keine Rückerstattung des Geldes, sondern nur ein Versprechen... Meine Mama ist sehr liebend, Deine Gegenwart regt sie, wie immer noch mehr auf.“

Heinz lachte laut auf. „Du, ich weiß recht gut, was Du sagen willst“, sagte er höhrend. „Ich bin hier im Wege, und Du, ihr Sohn, willst mich jetzt mit einem Almosen abfinden und mir dann die Türe weis-sen... Langsam, meine Herrschaften! Die Sache ist mit Schwierigkeiten verbunden... Ich stelle ein-lestmal die Frage an Dich: Willst Du mir ein-hunderttausend Dollars leihen oder nicht?“

„Nein, niemals“, jetzt erst recht nicht!“ gab Lorenz mit seiner Stimme zur Antwort. „Auch wenn ich wollte, ich könnte es nicht.“

„Nun, dann“, sagte sich der gemeine Mensch kurz, und seine Stimme satterte vor Zorn, „beziehe Dich, Schloß Stapleton! — verlassen. Sage Deiner Braut Lebenswohl! Verzeihen auf den Namen und Erb. Du bist nicht Lorenz Stapleton, Du bist Karl-Heinz, der Sohn des Pariser Stadtbeamten, und ich habe den Namen verkauft. Lorenz ruht unter dem Holzkreuz in dem bayerischen Begräbnisfriedhof.“

„Du lägst!“ könnte es von der Tür her. Im selben Augenblick trat Lady Philomene vor den Abenteuerer hin, bleich wie der Tod.

Lorenz, von den Worten des Abenteuerers tief ge-troffen, umarmte die Mutter und führte sie zu einem Stuhle. „Verwunde Dich“, tröstete er sie, „dieser Mensch ist verrückt.“

„Verrückt?“ wiederholte gedehnten Tones Heinz. „Nun, ich kann meine Aussage beweisen.“

„Du lägst!“ schrie Philomene auf, an allen Glied-ern zitternd.

Der Verbrecher blickte die Schwester an, als gelte es einen Kampf auf Leben und Tod. Lorenz sah die Sache noch immer so auf, als handle es sich um die Erpressung des Geldes.

„Nun ist genug!“ sagte er zu Heinz und erhob sich vom Stuhle. „Verlassen Sie das Zimmer und zwingen Sie mich nicht, zu versprechen, daß Sie der Bruder meiner Mutter sind!“

Der Abenteuerer rührte kein Glied. „Wie mir das Geld“, sagte er ruhig, „und Du bleibst Lord Stapleton. Wenn nicht, so werde ich alles enthüllen... Du weißt nicht, was es heißt, am Rande der Ver-urteilung zu sein... Ich habe keine Ehre mehr zu verlieren, mehr als einmal haben sich die Schwur-gerichte mit mir beschäftigt. Und ich schändere vor keinem neuen Verbrechen zurück!“

Lorenz trat bei diesen Worten der kalte Schweiß auf die Stirne, und ratlos blickte er auf die Mutter. Philomene sagte zu ihrem Bruder Heinz: „Du kannst unseren Namen in den Rot ziehen, aber das ist auch alles. Kein Richter wird Dir Glauben schen-ken, denn Du bist ein... ehrenloser Verbrecher, auf Lebenszeit von der Zeugenaussage ausgeschlossen... Lady Stapleton kann bezeugen, daß das Kind, das sie vor neunzehn Jahren aufnahm, etwas mehr als zwei Jahre alt war und Jesso ähnlich sieht. Auch habe ich den Totenschein Karlens.“

„Es ist gefälligst, ich habe es selbst gefälligst!“ be-merkte trocken der zehnjährige Verbrecher. „Im Kir-chenbuch der Gemeinde Döberitz kannst Du den Na-men Karl Lorenz Stapleton lesen... Glaubst Du, ich würde eine öffentliche Urkunde fälschen? ... Ich ahnte, daß ich einst eine Waise gegen Dich brauchen würde, die habe ich jetzt in Händen.“

„Er hat!“ schrie Philomene auf, und brach dann ohnmächtig zusammen. Lorenz bot alle Zärtlichkeit

auf, um die unglückliche Mutter wieder zum Be-wußtsein zu bringen. „Es ist alles Lug und Trug“, tröstete er sie.

„Erwäge Deine Lage, Lord Lorenz!“ höhnte Heinz. „Geht Du auf meine... Forderung ein, so bleibst alles beim Alten... Ich gebe Dir acht Tage Zeit zum Überlegen. Bis dahin werde ich Deine Schritte überwachen und Dich nötigenfalls hindern, etwas ge-gen mich zu unternehmen. Weigerst Du Dich dann länger, so nehmen wir den Kampf auf, und sollte ich unterliegen, so reise ich, seid dessen überzeugt, Dich und Deine Mutter mit in den Abgrund.“

Ohne ein Wort zu sagen, deutete Lorenz mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung nach der Türe. Treuen Schrittes verließ das Ungeheuer von Mensch das Zimmer.

„Er läßt, er läßt!“ schluchzte zum Erbarmen die arme schmerzgeprüfte Frau.

„Komm, liebe gute Mama“, bat Lorenz, „fasse Dich und rufe Dich ein bißchen aus. Ich glaube dem Onkel ja nicht. Er will nur Geld von mir haben und dazu ist ihm auch das verwerflichste Mittel nicht zu schelt.“

Willenlos ließ Lady Philomene sich in ihr Zim-mer führen, worauf Lorenz in der Pavillon zurück-kehrte. Im nächsten Augenblick brachte der Diener ein gefaltetes Blatt Papier.

„Herr Kette will an die Eisenbahnstation fahren. Ich soll ihm Antwort bringen.“

„Ich brauche Geld, um nach London zu reisen“, meldete der Jambal.

Lorenz trat an den Schreibtisch und entnahm dem-selben eine Tausendpfundnote und schloß sie in eine Enveloppe, die er dem Diener einhändigte. Zehn Minuten später rollte ein Wagen vom Schloß weg und Lorenz atmete erleichtert auf und verließ den Pavillon, um die Bibliothek aufzusuchen.

„Er läßt!“ wiederholte Lorenz die Worte der Mutter. „Aber ist dieser Mensch wirklich fähig, ohne alle Berechtigung, ohne allen Boden unter den Fü-ßen einen solchen Auftritt herbeizuführen? Darf ich das Opfer bringen, um sein Schweigen zu erkaufen? ... Nein, nein, das wäre feige und ich würde mich zu meinem schändlichen Namen.“

„Zweifel begannen im Herzen des jungen Mannes wach zu werden. Wie um sie zu bannen, nahm er die Lampe vom Tische und trat vor das Bild seines Va-ters, das die Reihe der Stapleton dort an der Wand auf-hängte.“

„Bist Du mein Vater?“ flüsterte er in Todesangst zu dem Bilde empor. „Gleiche ich Dir?“

Nein, Lorenz war mehr Deutscher als Engländer, gleich seiner Mutter.

„Wie... Onkel Heinz nur auf den absurden Einfall kommen konnte“, sagte er dann zu sich und schritt an den Tisch zurück. „Karlchen war doch alter als Lorenz, und schon aus diesem Grunde war eine Verwechslung der Kinder unmöglich!“

Aber hatte er, Lorenz, nicht irgend einmal gehört, daß Heinz seine Schwester allein gepflegt habe, als sie nach Karlens Tode zwischen Leben und Tod schwebte! Und was war der Grund, das Mama des Bruders Anwesenheit immer so sehr aufrege?

Wenn es doch wahr wäre! Mit tödlicher Gewalt packte dieser Gedanke den jungen Mann. Es gab nur ein Mittel, das Rätsel zu lösen: Lorenz mußte das bayerische Dorf — wie sagte doch... Heinz nur? Doch... Hochberg, richtig! — aufsuchen und von dem Kirchenbuche Kenn-nis nehmen.

Im nächsten Augenblicke war der Gedanke zum Entschluß gereift. Rasch ergriff Lorenz die Feder und schrieb:

Dorfkirche folgt.

Nus der Reichshauptstadt.

(Nachdruck verboten.)

M. Berlin, 28. Oktober.

Schrippenkirche. — Zwei Berliner Eigentümlichkeiten.

Schon oft haben wir von der Berliner „Schrippen-kirche“ erzählt gehört, und konnten uns lange nicht vorstellen, was diese eigentlich bedeuten soll. Ganz von ungefähr kam nun des Rätsels Lösung; ein Haus im Norden der Stadt, recht bekannt, ist dem Abruch verfallen. Am Wedding wurde 1886 die Restauration „Zum Hürten Blücher“ erbaut. Im Erdgeschoß la-gen die Erfrischungsräume, oben wurde getanzt. Hier ging es jeden Sonntag hoch her. Blumige Kränze waren stets das Ende des Vergnügens. Im Volksmunde hieß die „Hürten Blücher“ bald der „Tolle Hengst“. Als

im Jahre 1885 die Dankeskirche eingeweiht wurde, paßte das Lokal nicht mehr in diese Umgebung. Die Grafen Bernhorst und Pöhlner kauften es an und führten es anderen Zwecken zu. Neben einer christ-lichen Herberge erhielt es eine „Kassette für jeden-mann“. Weit bekannt wurde das Haus durch die Einrichtung der „Schrippenkirche“. Wir forschten nach und fanden diese nun in der Adreßkarte, von wo uns bereitwillig alle Auskunft erteilt wurde. Die Reichshauptstadt hat jetzt bereits zwei „Schrippen-kirchen“, die eine im Norden, die andere im Süd-osten. Ein einfacher Mann aus dem Volke hat diese Institution geschaffen, und hierfür einen Verein „Dienst an Arbeitslose“ gegründet, der eine streng hierarchische Gliederung aufweist; er hat mehrere Pa-sonen in seinem Dienste; Johann Dufone und eine sehr große Anzahl von Helfern; die beiden letzteren Kategorien sind Laien, die mitten im Erwerbsleben stehen. Wir finden hier alle Stände vertreten: Alde-messer, viele Kaufleute, Handwerker, aber auch Ar-beiter. Jeden Sonntag früh sammeln dieser fünf unter einem „Helfer“ und durchziehen nun die Straßen der Reichshauptstadt; wo sie einen Obdach- oder Arbeits-losen erblicken, ermuntern sie ihn, mit ihnen zu gehen. Dreimal des Sonntags früh ziehen sie so aus in die Straßen der Stadt und bei jedem Gange brin-gen sie 80, 100, oft auch mehr Personen mit in die „Schrippenkirche“. Diese besteht in einem großen geräumigen Saal; hier kann sich der von der Straße Angelegene zuerst waschen und reinigen; dann erhält er ein Frühstück, Kaffee mit der bekannten Berliner „Schrippe“ (dem täglichen Rassebrot) und Butter. Hat er sich so gesättigt, so beginnt der Gottesdienst; der Pastor hält eine Ansprache und der Gesang von Kirchenliedern schließt den Gottesdienst. Bereits steht eine zweite Serie vor der Türe und dann eine dritte; jedesmal wiederholt sich daselbe Schauspiel. Viele der so Geheudenen bleiben noch in dem Hause, wo man ihnen so hilfsreich zur Seite steht, so weit es geht, auch Arbeit ihnen vermittelt. Der verdiente Helfer und Gründer dieses christlichen Liebeswerkes hat uns er-schütternde Beispiele erzählt, wo er geradezu wunder-bare Erfolge errungen hat. Diese Arbeitslosen dür-ten nämlich den ganzen Sonntag über in dem Heim bleiben. Das erste, was man ihnen daselbst nahelegt, ist, wieder mit dem Elternhause in Verbindung zu treten, da sich sehr viele junge Leute einschließen. In nahezu allen Fällen sei es gelungen, daß die Hilfslosen einen Brief in die Heimat gerichtet haben; wenn ein-mal hierdurch das Herz geöffnet sei, gehe es sehr leicht, die Leute zur Arbeit zu bringen und sie dem Tagelohnleben zu entziehen. Die gesamte Ver-anstaltung trägt einen ausgesprochen protestantischen Charakter, was nicht hindert, daß wir ihr Anerken-nung sollen; es finden aber stets eine sehr große Anzahl von Katholiken hier Aufnahme, im Vorjahre waren es allein 800, und auch viele Katholiken ver-danken der „Schrippenkirche“ ihre Rettung aus dem materiellen Elend und kommen wieder auf bessere Wege. Der Vereinsleiter erfreut sich der besten und fruchtbarsten Unterstützung aus den höchsten wohlha-benden protestantischen Kreisen und will in Bälde eine dritte „Schrippenkirche“ errichten.

Zwei echte Berliner Eigentümlichkeiten vermindern, sie sind schon auf den Ausdrucksbeizt gelegt; einmal ist es der Berliner Bruch in der Aussprache, der in Abgang kommt. Er hat kein langes Leben gehabt. Wenn früher der Bäderjunge recht vernünftig an die äußere Tür pochte, lag noch schwarze Nacht über der Erde. Die Dienstmagd wiegte sich in den holdseligen Träumen und hörte gar oft das Klopfen nicht, das dann immer heftiger wurde; dem half nun der Früh-fruckbeutel ab. Man hing einfach das umfangreiche Feinmädchen abends über die äußere Türschwelle. Und wie ein leichtes Nachschlafschloß schlüpfte dann der De-putierte der Bäderi — Frau, Anabe oder Mädchen — auf seinem morgendlichen Rundgange über die finsternen Treppen, moß aus dem großen Korbe jedem Kunden seinen gezeigten Anteil zu, und hörte sein-nen Schläfer mehr. Aber auch andere Leute kamen, besonders in den Häusern mit Hintertreppen; es wa-ren die Brotmarder. Sie haben sich auf dem Boden billiges Nachtanarier gekauft und wollen gern ein Andenken an die gästliche Stätte des Obdachlosen ge-winnen; oder sind in der Frühe in das Haus ein-geschlichen. So nahmen sie nicht die grauen Leinwand-beutel, wohl aber ihren schmachtlichen Inhalt mit sich. Und wenn das Dienstmädchen später die knusprige Ware bereinigen will, so sieht sie, daß diese Brö-chen für einen anderen Gedanken waren; oder sie findet gar, wie neulich in einem Hause des Drens ge-schehen, im Frühfruckbeutel einen Zettel, bekräftigt mit den schönen Worten: „Die Schrippe muß Du schon tragen: Dies Brot kommt in 'nen andren

hat es außerst gut geschmeckt!“ Diese Vorkommnisse, die gar nicht selten waren, haben dem Frühfruck-beutel das Todesurteil gesprochen. Ein sehr an die Turen angelassener Kasten wird ihn erheben, der sich natürlich besser bewahren wird; vorausgesetzt, daß die Frühfruckmarder nicht in Zukunft gleich den gan-zen Behälter in der Stille des erwachenden Morgens mal abwarten; aber wir wollen dies ein-mal abwarten; mancher könnte doch mit samt dem Kasten hängen bleiben.

Mit voller Genugtuung aber sehen wir eine andere Eigentümlichkeit verschwinden, die noch ein längeres Leben hatte und hoffentlich nie wiederkehrt; das sind die in vielen Weinbuden nachstehenden „Kabarais“, gegen welche namentlich die Kassekassenbesitzer sehr scharf vorgingen aus Gründen der Konkurrenz. Nun hat sie der Polizeipräsident verboten. Diese „Kaba-rais“ waren eine eigenartige Veranstaltung. Um die Kasse der „öffentlichen Veranstaltung“ zu umschiffen, wurde kein Eintrittsgeld erhoben, sondern das Gar-derobengeld kostete 1 Mark. Die Behörde ist aber der Ansicht, daß diese Summe selbst für Berliner Ver-hältnisse allzu hoch ist, und sieht sowohl dies, wie auch den Aufschlag auf Getränke als einneinigung der po-lizeilichen Vorschriften über das Vereins- und Ver-sammlungsweien an. Neben den Beschwerden, der sich geschädigt fühlenden Kreise ist der Grund zur Auf-hebung auch in Scherereien und Placereien zu suchen, die der Polizei durch das viele Anwaschen derartiger Unternehmungen und das Einbringen unautoneter Elemente erwachsen. In diesem Jahre sind 72 der-artige Institute bekannt geworden, darunter einige, die einen Monatsgewinn von 1000 bis 4000 Mark ab-warfen. Dem durch die hohen Garderobengelder und die Weineinnahmen sich ergebenden Nutzen stehen nur geringe „Gagen“ gegenüber, da aller übrigen Speise, Bedienung, Bedienung, Kellner usw. der Wert trägt. Die Polizei trägt sich auf den 8. 33 der Gewerbeord-nung, der zum Abhalten von Vergnügungen beson-derer Art den Besitz der sogenannten „kleinen Kon-zeSSIONen“ fordert. Ein Teil der Worte will nun um die kleine Konzession einkommen, doch wird bis dahin wohl die „Saison“ längst vorüber sein, und bis dahin können „das blaue Wunder“, der „Habele Pierror“ usw. auf ihren Vorbereiten austreten. Aber selbst mit der Konzession wird die Spielerei bald in die Brüche gehen, denn dann müssen die Vorträge die Zensur durchmachen, und das vertragen — gelinde gesagt — die meisten nicht. Ursprünglich als künstlerische Vor-stellung eingeführt, mit dramatischen Vorträgen usw., fielen sie gar bald von dieser Höhe, immer tiefer, sehr tief und die schmutzigen Geschichten fanden hier einen Unterhalt. Nach außen suchte man hierbei noch heiss den künstlerischen Charakter zu bewahren. Die Sache zog natürlich in der Reichshauptstadt gar sehr; die Einnahmen waren gut; das weckte den Neid der übrigen Wirtshausbesitzer und diese führten seit einem Jahr einen scharfen Kampf gegen die „Kabarais“. Nun haben sie einen Erfolg errungen und im Interesse der Stillsitzigkeit darf man den Wirtsen hierzu gratu-lieren. Wenn die Berliner Polizei wollte, könnte sie auf diesem Gebiete noch manches leisten und vielen Unheilen abhelfen.

1041 Taler, die Stadttore mußten wegen der Pollein-nahmen bleiben.

In den folgenden Jahren, bis zur französischen Revolution, fand dem Anstrome der Bevölkerung kein Hindernis mehr im Wege, sich ruhig friedlicher Tätigkeit in Handel und Gewerbe hinzugeben. In diesen Zeiten war es vor allem die Industrie, die sich in Vordrum Eingang verschaffte. Hierlohn und Alte-na, damals der größte Ort in der Grafschaft Mark, waren Bochums Vorbilder. Namentlich kam die Eisenindustrie allmählich zu hoher Blüte. Dazu wurde seit dem siebenjährigen Kriege die Kohlenindustrie betrieben, jedoch vorerst noch der Stollenbau. An in-dustriellen Werken gab es damals in Bochum eine Kasseemühlensabrik, auf der 25 Arbeiter jährlich etwa 18000 Handmühen verfertigten. Beim Briemman-schen Hof in Altenbochum existierte eine Glödenge-herlei.

Verkehr und Handel, vor allem der Getreidehan-del, hoben sich. Zahlte aber Bochum mit den Nachbar-städten und -Bauern in Handel treten, so waren beson-derer Verbindungen mit diesen eine unerlässliche Forde-rung. Die krummen, grubeligen, nur mit Schutt und Weistrupp bedeckten Landstrichen, meist noch Duhl-wege, zum Teil mit tiefen Böhren, erwiesen sich als ein gewaltiges Hindernis des Verkehrs, so daß man sich zur Anlage künstlicher, gerader, mit einer festen Steinbede versehenen Straßen, der Chausseen, ge-drängt sah. Als erste dieser Kunststraßen wurde 1794 die Chaussee von Steele über Bochum nach Witten fertiggestellt. Sehr zur Verschönerung all der Wege-verbesserungen trug auch der Umstand bei, daß König Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1788 durch Bochum kam. Man kann sich vorstellen, wie geschäftiges Tre-ben damals in Bochum herrschte. Alles Schlichte und Unhaltbare wurde weggemacht; das Pflaster der Straßen ausgebessert, die auf dem Marktplatz liegen-den Erd- und Holzhaufen wegeräumt usw. Ein rech-tes Licht wird aber auf die damaligen Zustände, auch der Umgegend Bochums, durch die Bemerkung der Chronik geworfen, wenn sie sagt, „daß die Stadt einen zuverlässigen Menschen anzuordnen habe, daß er dem Leibwagen des Königs vorreite und den erwähnten Weg zeige, und damit dieser nicht verfehlt würde, sollte der Weg auf gewisse Distanzen mit Strohwischen bezeichnet werden.“

Der Verkehr mit der Außenwelt war in damaliger Zeit noch sehr einfach und beschränkt. Postwagen konnte man noch nicht. Eine reisende Post kam zwei-mal in der Woche, Donnerstags und Sonntags, von Duisburg in Bochum an, und Mittwochs und Sams-tag eine Post von Witten. Den Verkehr mit den Nachbarorten hielten Fußboten aufrecht. Der erste Postwagen traf erst am 1. Juli 1803 von Essen in Bochum ein. Gar oft wurde auch die Post über-fallen und ausgeraubt; namentlich in den 80er und 90er Jahren war die Unsicherheit im Lande groß. Einbrüche und Räuberzügen waren an der Tagesord-nung. Bei Dattungen nahm sogar eine Bande bei llingendem Spiel die Plünderung eines Hauses vor. Für die Diebe bestand sich auf dem Markte ein hel-nerer Pranger und ein hölzerner Schandpfahl. Der Richtplatz lag jenseits der Maarbrücke. Bemerkte ich noch, daß Bochum einen eigenen Schatzkammer hatte.

Ueber das damals herrschende Volksleben vermag man sich ein sehr gutes Bild zu machen, wenn man die Erwerbsverhältnisse der Bochumer Bürger ins Auge faßt. Nach einem Berichte Korts aus dem Jahre 1789 in Bochum: 10 königliche Fußbediente, 1 Bergamtsbediente, 1 Accisebediente, 6 Kontribu-tions-Regimentbediente, 2 Volkbediente, 7 Pastoren und Geistliche, 4 Schulbediente, 6 andere Kirchen-bediente, 1 christlicher und 1 jüdischer Doktor der Arznei, 1 Apotheker nebst 1 Gezellen, 5 Chirurgen mit 2 Gezellen, 3 Schreiber, 5 Aderleute, 25 Bäder nebst 1 Gezellen, 7 Brandweinbrenner, 1 Buchbinder, 1 Kasseemühlensfabrikant mit 6 Gezellen, 2 Fabrikanten en gros mit 15 Anechten und 20 Wägen, 1 Per-ridenmacher, 1 Friseur, 1 Fuhrmann, 1 Gärtner, 6 Gohrwirze, 3 Maler, 2 Gold- und Silberhändler mit 1 Gezellen, 7 Grobhandwerker, 1 Hammermacher, 2 Heb-ammen, 3 Stritzen, 6 Holzschneider, 2 Putzmacher, 2 Eisenhändler, 2 Gelanteriebediente, 2 Hölzer oder Klippräger, 6 Rautleute oder Ladenhändler, 2 Zep-gerhändler, 6 Anspinnmacher mit 1 Gezellen, 1 Wand-schneider, 1 Lohgerber, 2 Lumpenmacher, 5 Maurer mit 1 Gezellen, 4 Musik-, 1 Kornmüller, 1 Orgelbauer nebst 1 Gezellen, 1 Polamentier mit 1 Gezellen, 1 Pumpenmacher mit 1 Gezellen, 1 Anie-nier, 1 Schattirichter, 1 Abbecker, 1 Scherenscherer, 1 Schlächter, 3 Schloffer mit 2 Gezellen, 1 Zornhain-feger mit 1 Gezellen, 15 Schreiner mit 2 Gezellen, 20 Schuster mit 3 Gezellen, 2 Felle, 2 Fleischermacher, 6 Strampfweber mit 2 Gezellen, 6 Tischler, 6

Auf der Stadt, von deren Bürgern ohnehin ein Drittel arm war, lastete eine große Schuldenlast. Um dieser etwas abzuheben, fand der Magistrat kein an-ders Mittel, als Bochum seines Walles und Grabens zu berauben und zu einer offenen Stadt zu machen. Aus dem Verkauf des alten Stadtgrabens erhielt man

Die Entwicklung Bochums im Laufe der Geschichte.

111.

hatte Bochum auch unter den Schrecknissen des 80jährigen Krieges sehr gelitten, wie uns der letzte Artikel gezeigt, so sollten doch noch ebenso schlimme, wenn nicht noch schlimmere Stürme über die Stadt hereinbrechen. Im 18. Jahrhundert waren es vor allem die schrecklichen Kriege Friedrichs des Großen, die durch die schweren Kriegssteuern und Aushebungen von Mannschaften die Markt und Bochum sehr be-drückten. Hinzu kamen dann noch die Plünderungen und Brandschattungen ausländischer Völker, Ein-quartierungen der Engländer, Hannoveraner und Franzosen. Als dann endlich 1793 der Friede kam, zeigte es sich offenkundig, wie hart die Bevölkerung mitgenommen worden war. Während die Grafschaft Mark im Jahre 1796 120 178 Einwohner zählte, hatte sie deren nach sieben Jahren nur noch 105 137. Bo-chum selbst hatte im Jahre 1793 159 Mann verloren; 40 Wohnhäuser waren in Schutt und Asche gelegt, 42 standen leer und 5 waren umgefallen. Bewohnt waren nur noch 288 Häuser.